

Das offene Fenster

VON MATTHIAS DROBINSKI

Vor 40 Jahren ging das Zweite Vatikanische Konzil zu Ende

Frische Luft für die katholische Kirche. Es ist mild in Rom an jenem 8. Dezember 1965, an dem das Zweite Vatikanische Konzil seinen Abschluss feiert. Ein warmer Wind weht über die Menge auf dem Petersplatz und reißt Papst Paul VI. fast die Mitra vom Kopf; der Wind des Wandels. 3000 Konzilsväter, Experten und Berater nehmen Abschied von der Stadt, in der sie seit 1962 über die Zukunft ihrer Kirche beraten haben. Der Papst feiert die Messe zum Kirchenvolk hingewandt - ein Zeichen.

Man kann sich heute gar nicht mehr vorstellen, wie radikal der Wandel ist. Das Latein ist weg, der Pfarrer schaut das Kirchenvolk an, am Karfreitag betet die Gemeinde nicht mehr für die treulosen Juden, und der Bischof warnt die katholische Jugend nicht mehr davor, sich in Lutherische zu verlieben. Es ist erstaunlich, dass in diesen Jahren nicht Dutzende Bischöfe mit der Kirche brechen, dass die Anhänger der Alten Messe bald nur noch eine kleine Minderheit sind. Es gibt dafür nur einen Grund: Die Zeit ist reif für dieses Konzil. Im Kirchenvolk, bei den Theologen, unter den Bischöfen, überall ist die Gewissheit gewachsen, dass die Kirche sich ändern müsse. Doch über allem sitzt Pius XII., der starr gewordene Papst, unterstützt von einer unbeweglichen Kurie, allen voran Kardinal Alfredo Ottaviani, der Präfekt des Heiligen Offiziums.

Ein alter Mann bricht die Starre auf. Giuseppe Roncalli, 78 Jahre alt, ist seit drei Monaten Papst Johannes XXIII., da kündigt er an, er werde eine weltweite Versammlung zur Erneuerung der Kirche einberufen, um die Kirchenfenster zur Gegenwart zu öffnen, frische Luft hinein zu lassen. Die Kardinäle sind so wenig begeistert wie die Kurie, und auch die meisten Mitglieder der 800-köpfigen Vorbereitungsgruppe wollen die Fenster höchstens kippen. Die Stimmung unter den Reformern ist gedrückt, als am 11. Oktober 1962 die Bischöfe in den Petersdom einziehen. Die Kurie spielt auf Zeit. Doch die Bischöfe erzwingen, dass sie mitentscheiden dürfen. Selten in der Geschichte ist die katholische Kirche so offen und frei wie in diesem Moment.

Ende der Parallelgesellschaft

Das Wunder der katholischen Freiheit. In den Rückschauen klingt es manchmal, als habe eine brüderliche Gemeinschaft einträchtig die Kirche reformiert. Doch die Bischöfe ringen um jedes Detail. Einmal platzt dem Kölner Kardinal Josef Frings der Kragen, er wirft Ottaviani vor, er intrigiere gegen die Konzilsmehrheit: „Die Verfahrensweise des Sanctum Officium gereicht der Kirche zu Schaden und ist für viele ein Skandal.“ Formuliert hat den Satz Joseph Ratzinger, damals der Konzilsberater von Frings. Es gibt Streit um den Entwurf zur Religionsfreiheit und um das christlich-jüdische Versöhnungsdokument *Nostra Aetate* - der Antijudaismus lebt. Manchmal greift Papst Paul VI. ein, der nun die Kirche leitet, ändert das Schema über den Ökumenismus, betont den Vorrang des Papstes vor den Bischöfen.

Die Freiheit hat also auch auf dem Konzil ihre Grenzen. Viele Beschlüsse sind Kompromisse. Kein Zufall, dass sich der Regensburger Bischof Gerhard Ludwig Müller wie auch die Kritiker seiner konfliktträchtigen Amtsführung auf die Kirchenkonstitution „*Lumen Gentium*“ („Licht der Völker“) berufen: Der Text begründet den hierarchischen Aufbau der Kirche und die Wertschätzung des Gottesvolkes. Was stärker der Intention der Konzilsväter entspricht, ist Interpretationssache. Mit anderen Themen beschäftigt sich das Konzil gar nicht: mit der menschlichen Sexualität, dem Geschlechterverhältnis, dem Zölibat.

Und trotzdem hat sich die katholische Kirche in jenen drei Konzilsjahren radikal verändert. Radikal, das heißt: hin zu ihren Wurzeln. Die Kirche ist kein übernatürlicher Obrigkeitsstaat mehr, sie sieht sich als pilgerndes Gottesvolk. Priester und Bischöfe sind brüderlich verbunden mit den Laien. Die Religionsfreiheit ist nun Ausdruck der Würde jedes Menschen; die katholische Kirche verpflichtet sich zum Dialog mit den Protestanten, den Ostkirchen, den Juden und Muslimen. Sie findet ein positives Verhältnis zu Gesellschaft und Politik, sieht sich nicht mehr als Garant einer katholischen Parallelgesellschaft, sondern tritt für die Würde aller ein. So wichtig wie die offiziellen Dokumente aber ist das neue katholische Lebensgefühl. Man ist frei als Katholik, kann reden, diskutieren, Perspektiven entwickeln, auch in Visionen schwelgen. Vielleicht ist dies sogar das wichtigste Ergebnis des Konzils: Mit ihm ist auch der Katholik ein freier Christenmensch geworden.

Frischluff-Phobie

Nur noch einmal haben die Konzilsgegner eine Chance: 1978, nach dem Tod Pauls VI. In den beiden Papstwahlen dieses Jahres gilt Giuseppe Siri, der 72-jährige Kardinal von Genua, als Kandidat der Konservativen; er hält die Reformen des Konzils für einen schlimmen Fehler. Doch nicht er, sondern Karol Wojtyła wird Papst. Drei Jahre später macht er den Konzilstheologen Joseph Ratzinger zum Präfekten der Glaubenskongregation.

Dem Papst und seinem obersten Glaubenswächter ist oft vorgeworfen worden, sie wollten hinter das Konzil zurück: mit ihrer autoritären Amtsführung, mit den Maßregelungen gegen Theologen. Doch Johannes Paul II. und Kardinal Ratzinger haben kein Konzilsdokument revidiert. Die Auseinandersetzungen zwischen ihnen und den zunehmend enttäuschten Reformern gingen darum, wie das Konzil zu deuten ist: Muss die Kirche von nun an die Fenster offen halten, immer bereit, die kirchliche Tradition und Lehre neu zu interpretieren? Oder ist mit dem Konzil der Prozess der Umwälzungen abgeschlossen? Ist nun genug Frischluft in die Kirche geströmt, muss das Fenster wieder geschlossen werden, damit das Kirchenvolk sich nicht erkältet?

Durchgesetzt hat sich letztlich die Angst vor der Erkältung des Gottesvolkes. Die Phase der Frischluft-Phobie beginnt mit der „Pillen-Enzyklika“ von 1968 - für viele Gläubige endet an diesem Tag die Konzilseuphorie. Und sie erlebt ihren Höhepunkt in den neunziger Jahren und zu Beginn des neuen Jahrtausends, als zahlreiche Rundschreiben und Instruktionen die letzten Ritzen des einst offenen Fensters verkleben: die Debatte über das Frauenpriestertum gilt als offiziell beendet, die eucharistische Gastfreundschaft mit evangelischen Christen bleibt verboten, die Mitwirkung der Laien begrenzt. Keine Rückschritte, sondern Bestätigungen alter Grenzen. Und doch: Aus dem frischen Wind von einst ist schlechte Luft geworden.

Nun ist der einst wichtigste Begrenzer selber Papst: Benedikt XVI. Er hat erstaunlich klar gezeigt, dass er nicht mehr die alte Rolle inne hat, er hat die Klischees vom „Panzerkardinal“ durchbrochen. Gleich nach der Wahl hat er erklärt, dass er sich dem Konzil verpflichtet sieht, der Kollegialität unter den Bischöfen, dem ökumenischen Dialog. Niemand könnte besser als er erklären, dass das Konzil keine abgeschlossene Angelegenheit ist, sondern der Beginn eines Prozesses. Denn Benedikt könnte dies sagen, ohne dass er sich dem Verdacht des Relativismus aussetzen müsste.

Quelle: Süddeutsche Zeitung
Nr.283, Donnerstag, den 08. Dezember 2005 , Seite 11